

20. Sich der Hoffnung verschließen: das Murren

Wenn die Hoffnung das Geschenk ist, im Leben alles vertrauensvoll vom Vater zu erwarten, warum lassen wir es dann so oft an Hoffnung fehlen, warum leben wir nicht immer in dieser Hoffnung? Es kann schwer sein, den Glauben anzunehmen; es kann schwer sein, Nächstenliebe zu üben. Aber das Hoffen, warum fällt es uns schwer, die Hoffnung als Lebensatem, als Horizont, als Beziehung zu Gott anzunehmen? Was widersetzt sich in uns der Hoffnung? Was verrät in uns die Hoffnung? Wovon müssen wir uns immer wieder bekehren, läutern?

Ich möchte einige Beispiele für das Verhalten hervorheben, das sich in uns der Hoffnung widersetzt.

Das erste ist das Jammern, das Murren. Der heilige Benedikt warnt ständig vor dem Murren (vgl. RB 4,39; 5,17-19; 34,6; 35,13; 40,9; 41,5; 53,18). Das Jammern, sogar wenn berechtigt, vergisst, dass wir einer Berufung folgen, in einer Gemeinschaft leben, Vorgesetzte haben usw., nicht aufgrund eines Projekts, sondern aufgrund einer Hoffnung. Das eigene Projekt, selbst im Dienst der Spiritualität, selbst im Dienst des Evangeliums, verkommt früher oder später zu einem Projekt im Dienst der Macht, zu einem Wunsch, die Macht zu erobern, und dann zur Enttäuschung, sie nicht so zu besitzen, wie wir es gerne hätten. Das Projekt wird oft zu einer Forderung an sich selbst und an andere, die früher oder später enttäuscht wird. Im Grunde genommen sind wir enttäuscht, weil wir voller Erwartungen an uns selbst, an andere oder an die Situation sind und deshalb nicht mehr auf Gott hoffen. Wie ich schon sagte: Wir erwarten das Unendliche von dem, was endlich ist, statt vom Herrn und im Herrn.

Wir verhalten uns wie die Apostel, die im Boot bei der Überfahrt auf dem See feststellen, dass sie nicht genug Brot mitgenommen haben (vgl. Mk 8,14-21). Das beunruhigt sie natürlich, sie haben Angst, Hunger zu leiden. Vielleicht haben sie den ganzen Rest mitgenommen; da es sich aber beim Rest um Lebensmittel handelt, die mit Brot gegessen werden, z.B. Öl und Salz, ist es, als würde ihnen alles fehlen.

Ich weiß aus Erfahrung, dass man immer etwas vergisst, wenn man auf Reisen geht. Es gibt jedoch ein Vergessen, das alles, was man nicht vergessen hat mitzunehmen, nutzlos macht. Zum Beispiel, wenn man seinen Reisepass vergisst. Dann fängt man an zu jammern, zu meckern. Wahrscheinlich war einer der Jünger an diesem Tag für die Versorgung mit Brot zuständig, und dann schimpft man wohl gegen diesen Bruder. Vielleicht denken die Jünger auch: „Diesem da kann man nicht trauen. Der Meister sollte einen anderen einsetzen, einen, der klüger und weniger zerstreut ist“, und so ärgerten sie sich vielleicht auch über Jesus.

Das ist keine Karikatur dessen, was die Jünger dachten oder zueinander sagten, denn das sind Dinge, die sich unter uns ständig wiederholen, im Leben jeder Gemeinschaft, jeder Familie, jeder Gruppe von Freunden oder Kollegen. Wir beklagen uns, weil wir von uns selbst, von den anderen, von der Wirklichkeit und letztlich von Gott nicht das bekommen, was wir sofort fordern, etwas, das uns sofort befriedigt und beruhigt, wie das Brot, das wir heute essen wollen.

Jesus ärgert sich über diese Sorge der Jünger, über ihre Angst, etwas zu entbehren. Um ihnen zu helfen, ruft er ihnen etwas in Erinnerung, das sie erlebt haben: „Was macht ihr euch darüber Gedanken, dass ihr keine Brote habt? Begreift und versteht ihr immer noch nicht? Ist denn euer Herz verstockt? Habt ihr denn keine Augen, um zu sehen, und keine Ohren, um zu hören? Erinnert ihr euch nicht: Als ich die fünf Brote für die Fünftausend brach, wie viele Körbe voll Brotstücke habt ihr da aufgehoben? Sie antworteten ihm: Zwölf. Und als ich die sieben Brote für die Viertausend brach, wie viele Körbe voll habt ihr da aufgehoben? Sie antworteten: Sieben. Da sagte er zu ihnen: Versteht ihr immer noch nicht?“ (Mk 8,17-21)

Im Grunde genommen sind wir genauso launisch wie die Kinder. Nicht immer und sofort den Launen der Kinder nachzugeben ist eine Erziehung zur Hoffnung. Der Mensch ist instinktiv launisch; aber wenn er lernt, sich dem Mangel zu stellen, reift sein Herz, wächst seine Freiheit, wird seine Beziehung zu sich selbst, zu den anderen, zur Wirklichkeit und zu Gott immer freier, reifer, fähig zu warten, fähig sich zu gedulden. Die Geduld ist die charakteristischste Tugend der menschlichen und christlichen Reife. Der geduldige Mensch wartet, ohne zu fordern, und vor allem ohne zu klagen. Der geduldige Mensch ist immer bereit als Geschenk zu empfangen, was jeder gerne als selbstverständlich, als geschuldet nehmen würde.

An jenem Tag hatten die Jünger im Boot im Grunde das Gefühl, dass ihnen Brot geschuldet war, denn es war anstrengend Jesus zu folgen, auf sein Geheiß von einem Ufer des Sees zum anderen zu rudern und dann stundenlang inmitten der Menge zu verharren, die dem Herrn folgte und ihm zuhörte. Sie hatten keine Zeit zum Essen, keine Zeit zum Schlafen, keine Zeit, sich mit etwas anderem zu beschäftigen als mit Jesus und der Menge. Es ist, als ob sie an diesem Tag zu sich selbst gesagt hätten: „Nun, zumindest etwas Brot haben wir verdient! Wir haben alles für ihn aufgegeben, er soll uns wenigstens nicht verhungern lassen!“

Diese Ungeduld, die Jesus ihnen vorwirft, verhärtete ihre Herzen und machte ihre Augen und Ohren zu. Denn sie schloss ihre Gedanken und Gefühle in ihrem Innern ein. Sie dachten nicht einmal mehr an Jesus, an die vielen Wunder wie die Vermehrung der Brote und Fische. Sie definierten ihr Leben nicht mehr mit ihrer Beziehung zum Vater.

Die christliche Geduld ist keine stoische Tugend, keine Tugend für starke und harte Menschen. Sie ist vielmehr die Tugend der Sanftmütigen und von Herzen Demütigen, die auch dann, wenn sie selbst ungerechtfertigt etwas entbehren, wissen, dass wir vom Leben viel mehr erwarten können als unmittelbare und immanente Befriedigung. Im Raum, den die Geduld nicht mit Klagen und Anklagen der anderen besetzt, entsteht eine Erwartung, die nur Gott erfüllen kann. Nur Gott kann genügen, der in Christus gekommen ist, diesen Raum im Übermaß zu füllen mit der Hingabe seiner selbst, mit dem Opfer seiner selbst, das ihn für uns zu lebendigem Brot, zum hingegebenen Leib und vergossenen Blut, zur Eucharistie macht.